



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Samum

Stratz, Rudolf

Leipzig, [1900]

4.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71169](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71169)

wie gigantische Farrenwedel vom Himmel abzeichneten. Hart am Boden hin lief ein zweiter, noch dunklerer Strich. Eine aus gestampftem Lehm gebaute, hie und da mit auffälligen Thürmen geschirmte Mauer trennte die bewässerte Insel von dem Sandmeer und seinen Feinden draußen und bot nur an wenigen Stellen Einlaß.

Eine solche Pforte hatte der vorausgeeilte Araber schon gefunden. Die anderen folgten ihm und ritten vorsichtig, um nicht über die zahlreichen kleinen Wassergräben zu stolpern, und von einem Schwarme hochbeiniger gelber Köter umtobt, dem Lichtschein zu, der etwas abseits zwischen den Palmenstämmen schimmerte.

4.

Nun waren sie in dem Lichtkreis der Lagerlaterne. Ihr Flackerchein übergieß das gewohnte Wüstenbild: ein weißes, rotgesäumtes Zelt im Hintergrund, Sättel und Proviant rings umher, ein paar in weiße Wolle gewickelte Araber und vor ihnen eine dunkelgekleidete Gestalt, die sich, um von dem Gefunkel der Laterne nicht geblendet zu werden, schirmend die Rechte vor die Augen hielt.

Jetzt ließ sie die Hand sinken und die kleine Frau atmete tief auf. Gott sei Dank! — da war keine Gefahr! Und hatte nie eine bestanden! Die Fremde konnte nie schön gewesen sein! Wohl mochte sie jetzt schon reichlich vierzig zählen — ein paar Jahre mehr als ihr Gatte! — und ihr Gesicht war abgemagert und gebräunt — aber auch früher waren diese herben, beinahe

männlich harten Züge sicher niemals von weiblichem Reize belebt gewesen!

Und plötzlich fiel ihr eine Photographie ein, die sie, kurz nach ihrer Verlobung, auf dem Schreibtisch ihres Bräutigams gesehen, als sie klopfenden Herzens zusammen mit Mama zum erstenmal in ihrem Leben eine Junggesellenwohnung betreten hatte. Wer das sei, hatte sie scherzend gefragt und er ihr kurz geantwortet: „Die einzige gescheite Frau, die ich in früheren Jahren kennen gelernt habe.“ Später war die Photographie verschwunden und auch nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Zweifelnd schaute sie, im Schatten hinter ihrem Mann haltend, wieder die Fremde an. Sie konnte nichts besonders Kluges in diesem leidenschaftslosen, regelmäßigen Matronenantlitz finden. Es war weder bedeutend, noch beschränkt, weder hübsch, noch häßlich, ein Duzendgesicht, das man sieht und vergißt! Und wieder seufzte sie aus vollem Herzen. Eine Zentnerlast fiel da herab. Sie merkte jetzt erst selbst, in welcher Angst sie gewesen war.

„Wo haben Sie denn Ihre Frau, lieber Freund?“ hörte sie jetzt eine tiefe, ruhige Stimme. — „Da hinten? Richtig!“ Eine Hand streckte sich ihr entgegen. „Willkommen! Aber steigen Sie doch, bitte, ab! Sie werden müde sein vom Ritt!“

Das kam alles so gleichmütig und selbstverständlich heraus, als begegnete man sich in den Straßen einer deutschen Kleinstadt, statt zur Geisterstunde unter afrikanischen Palmen, und gab der kleinen Frau ganz die Haltung wieder. Sie setzte den Fuß in die Hand ihres



Mannes und glitt, sich auf seine Schultern stützend, leicht zu Boden. „Müde bin ich freilich, gnädige Frau!“ sagte sie halblachend, „und mache, glaub' ich, ein recht dummes Gesicht, wie ich dastehe und in die Laterne blinzele, statt Sie um Entschuldigung für den Ueberfall zu bitten, den wir Ihnen mitten in der Nacht . . .“

Die andere ergriff sie bei der Hand und führte sie zu dem vorne offenen, viereckigen Zelt. „Wozu die Höflichkeit? Kommen Sie lieber und trinken Sie Thee!“

Strah, Samum.

4



Und hinter ihr setzte ihr Gatte hinzu: „Räthe, sei nicht zu wohlerzogen! Das spare dir für Europa auf! Wir Wilde sind bessere Menschen und brauchen die Komplimente nicht!“

Und da saßen sie schon zu dritt um den Theetisch — einen richtigen vierbeinigen und mit Segeltuch überspannten Tisch unter dem großen, durch Leinwand in zwei Verschlüge abgetheilten Zelt, alles ringsum weit geräumiger, behaglicher und praktischer als in ihrem pri-

mitiven Höhlenbivak — und schlürften aus richtigen Porzellantassen statt aus Zinnbechern den chinesischen Trank und aßen Cafés dazu und unterhielten sich über das Wetter, den drohenden Sturm und die große Schwüle, ganz gebildet, beinahe ein wenig langweilig, und die kleine Frau fühlte, immer noch ganz voll von der Empfindung einer angenehmen Enttäuschung, wie ihr nach wenigen Minuten die Augenlider immer schwerer wurden und zufielen.

„Leg dich jetzt schlafen, Käthe!“ sagte ihr Mann. „Unser Zelt ist drüben aufgeschlagen. Der Araber hält die Nacht über Wache davor, damit du in der fremden Dase nicht gestohlen wirst, und morgen ist auch noch ein Tag.“

„Und du?“

„Ich komme bald nach!“

Damit war sie zufrieden und stand auf. „Also auf Wiedersehen! Gute Nacht, gnädige Frau! Ich bin ganz beschämt, daß ich so abfalle . . .“

„Mein Gott — das ist doch kein Wunder!“ meinte die Fremde gelassen und bot ihr die Hand.

„Es passiert aber sonst nicht. Heute zum erstenmal. Es ist sonst mein Ehrgeiz, nicht hinter meinem Mann zurückzubleiben. Wir sind wie zwei gute Kameraden. In allem. Ganz eins. Er soll nichts vor mir voraushaben. Das kränkt mich!“

„Warum denn, Käthe?“

„Weil das doch eben wieder einen Unterschied zwischen uns macht. Und es darf kein Unterschied zwischen uns sein. Du und ich — das muß ein und

dasfelbe fein — bei dir und bei mir. Und iſt es ja auch! Gott ſei Dank! Nicht wahr?"

„Freilich.“

„Immer und überall?"

„Freilich . . . Gute Nacht, Rätke!"

„Gute Nacht!" Sie ging hinüber in das andere Lager, mit einem letzten Reſt befriedigter Eiferſucht gegenüber der Fremden, einem triumphierenden: So! — nun weißt du, wie es zwischen ihm und mir ſteht! im Herzen, und ſchlüpfte in das Zelt.

Das ſollte ein langer Schlaf werden nach all der Aufregung und Anſtrengung! Aber merkwürdig — ſie fand ihn nicht. Die Uebermüdung hielt ſie wach und mehr noch die von elektriſcher Spannung zitternde, ſchwül laſtende Luft, doppelt laſtend unter dem niedrig gespannten, jeden friſchen Hauch abwehrenden Zelt.

Mit offenen Augen ſtarrete ſie in das tiefe Dunkel, das ſie umgab. Ueber ihrem Haupte tönte ein einſörmiges, einlullendes Rauſchen, das Wiegen der Palmenkronen im Wind, und von draußen, von der Wüſte her, immer ſtärker deſſen ſchneidendes, ſchrilles Pfeifen. Man konnte glauben, ſich auf hoher See in einer Schiffsſkabine zu befinden. Schwankten doch ſogar die Zeltwände leiſe hin und her im Hauch des durch die Baumgruppen ſtrömenden Luftzugs.

Sie warf ſich unruhig nach rechts und links, daß das Stroh am Boden unter ihrem Feldlager kniſterte. Am Ende war eine Schlange darin! Eine jener gräßlichen Sandvipern, deren Biß ſofort tötete, oder der kaum minder gefährliche, faſt handgroße Wüſtenſkorpion

Sonst pflegte sie jeden Abend selbst genau nachzusehen, ob kein Skorpion sich im Bette verkrochen, heute hatte sie es dem Araber überlassen. Gott weiß, wie der seine Pflicht that! Sie traute gerade diesem finster blickenden und dabei doch stets unterwürfig und schlau lächelnden Gesellen, dessen Schnarchen sie draußen hörte, nicht über den Weg. Mit zitternden Händen entzündete sie ein Streichholz und leuchtete. Es war nichts Gefährliches vorhanden, keines der gefürchteten langschwänzigen, krebsähnlichen Geschöpfe zu sehen. Das Stroh sauber und frisch, das Zelt mit umgeschlagenen Rändern festgepflockt und alles in Ordnung.

Wieder schloß sie die Augen und versuchte zu schlafen. Umsonst! Diese Schwüle, diese entsetzliche Schwüle! Und dann, im Gegensatz zu ihrer bisherigen Bergeinsamkeit, das ununterbrochene Klaffen der Hunde ringsum und aus irgend einem nahen Dorfe dumpfes Ruhgebrüll und Kamelgeblöke und das ewige betäubende Palmenrauschen.

Ihr Herz begann heftig zu hämmern. Sie wußte selbst nicht, warum. Eine unbestimmte, lähmende Angst zog es zuweilen zusammen und ließ es dann wieder gerade so lange frei, daß sie sich vergeblich fragen konnte, warum sie sich denn gerade heute fürchtete wie ein kleines Kind im Dunklen. Vielleicht gab es Räuber in jenem Dorf? Tuaregs mit verhülltem Gesicht, die auf ihren Kamelen herbeigeritten waren. Sie schlichen sich nachts heran, die krummen Waffen zwischen den Zähnen, sie machten mit dem verdächtigen Araber draußen gemeinschaftliche Sache, um die Europäer zu ermorden, sie . . . „Ach, Unsinn . . .“ sagte die kleine Frau im Halbschlaf

müde vor sich hin. Sie wußte ja, daß hier, noch an der Grenze der Kultur, derlei nicht zu besorgen war. Stand doch in einer der nächsten Oasen noch französische Kavallerie und trugen die Scheichs der hier herumziehenden Stämme das Kreuz der Ehrenlegion auf dem Burnus und hüteten sich wohl, es mit den Machthabern in Konstantine zu verderben.

Es mußte etwas anderes sein, was ihr Herz so klopfen machte. Sie schlug die Augen auf und erschraf. Die Zeltwand neben ihr leuchtete durchsichtig rot auf, als brennte dahinter ein Feuer, und versank dann wieder im Dunklen. Es blitzte also draußen über der Sahara. Das Wetter zog näher und näher.

Aber hier waren sie ja geborgen, das war nicht der Grund ihrer Unruhe. Eher etwas anderes: das Alleinsein! Das ungewohnte Alleinsein in dem engen dunklen heißen Zelt unter dem man wie im Sarge lag. Es war wirklich nicht recht von ihrem Mann, sie allein zu lassen! Er konnte doch morgen noch lange genug mit der fremden Freundin plaudern! Sie gönnte es ihm gerne, seit sie sie gesehen! Aber jetzt war dazu nicht die Zeit!

Ein Troß erwachte in ihr. Am besten war es, sie holte ihn sich herüber! Das war ihr gutes Recht! Sie erwog zweifelnd den Gedanken und brachte dabei schon halb unbewußt ihre Toilette in Ordnung. Natürlich holte sie ihn sich! Das Schlimme war nur, daß sie ausgelacht wurde, wenn sie als verstörte Nachtwandlerin drüben erschien!

Wieder zweifelte sie. Da plötzlich erhob sich draußen, irgendwo in der Wildnis der Sanddünen, ein entse-

licher Ton. Aus einem leisen, winselnden Stöhnen ging er zu einem Aufbrüllen des Sturmes über, einem Donner, der Himmel und Erde zu erschüttern schien, und verklang dann in einem endlosen dräuenden Rollen. Der erste Atemzug des Orkans! Sie fühlte, wie kalte Perlen auf ihre Stirne traten. Nein — das hielt sie nicht aus! Mit raschem Entschluß schlug sie den Zeltspalt zurück und schlüpfte ins Freie.

Sorgsam, um nicht auf den schlafenden Araber oder einen Hund zu treten, tastete sie sich in der Dunkelheit zwischen den rauh gerippten Palmenstämmen dem Lichtscheine entgegen. Ueber ihr zischelten und brausten die Wedel der Dattelpalmen in einem Sturmstoß, der plötzlich heraufziehend sie taumeln machte, daß sie sich mit geschlossenen Augen an einen Baum festklammerte, um den Anprall vorübergehen zu lassen. In wenigen Sekunden war der Wirbelwind weiter. In der Ferne krachte es von einem zusammenstürzenden Lehmgemäuer, heisere Stimmen klangen dazwischen, dann wurde alles wieder ganz ruhig und sie sah die Gestalt ihres Mannes, der, ihr den Rücken zudrehend, vor dem Zelte stand.

„Gute Nacht, liebe Freundin!“ sagte er. „Ich will jetzt hinüber. Meine kleine Frau ängstigt sich sonst!“

Um so besser! Sie atmete auf. So brauchte sie sich gar nicht erst zu zeigen! Schon hob sie den Fuß, um vor ihm zurückzueilen, da hörte sie die Stimme der anderen.

„Ja — es ist besser! Das Mineralwasser schicke ich auch noch gleich hinüber. Morgen Mittag sind Sie natürlich meine Gäste!“

„Mit Vergnügen! Um so mehr, als wir selbst nichts zu brechen und zu beißen mithaben. Es war überhaupt ein anstrengender Tag. Hoffentlich hat er meiner Frau nicht geschadet.“

„Ja — wenn man seine Hochzeitsreise in die Sahara macht!“

Er zuckte die Achseln. „Wohin denn sonst? Welchen Zweck hat denn eigentlich die Hochzeitsreise? Aus welchem Grunde verzichten zwei Menschen, die zunächst nur einander leben wollen, auf alle häusliche Ruhe und Bequemlichkeit, stürzen sich in das Getümmel von Schnellzügen, Table d'hôte, Dampfschiffen und suchen ihre geistige Anregung bei Hotelsportiers und Zimmerkellnern? Das hat doch nur einen uneingestanden Zweck im Interesse des Mannes! Er muß seine Frau ganz, mit allen Wurzeln, aus ihrer bisherigen Daseinsphäre, in der sie sich selbständig und sicher fühlte, herausreißen und in die Fremde führen, in Länder, wo sie sich allein ratlos und verlassen vorkommt, bei jedem Schritt Rat und Hilfe braucht und jede Stunde, jede Minute auf ihren Gatten angewiesen ist. Dann kommt sie ganz von selbst dazu, in ihm ihren natürlichen Freund, Beschützer und Gebieter zu sehen, und so entwickelt sich schon in den ersten Wochen die Grundlage einer vernünftigen Ehe — in der nämlich der Mann Herr im Hause ist. Darum bin ich mit Rätke nach Afrika gegangen.“

Sie lachte. „Ich kenne Ihre Theorie! Sie haben sie mir ja oft genug entwickelt — damals — in unseren abendlichen Plauderstunden: „Hüte dich vor dem Weibe! Vor der Ehe im guten alten Großvaterfönn.“

Sie macht dich klein — sie macht dich häuslich — sie zieht dich tändelnd von deiner Höhe herab ins Thal, von ernstem wissenschaftlichen Manneswerk in den Alltagsstrudel, ohne daß man es anfangs auch nur merkt. Und fängt man an, die Augen aufzumachen, dann folgt auf die Verliebtheit die Gewöhnung und man hat nicht mehr die Kraft und eigentlich auch gar nicht das Recht, sich gewaltsam freizumachen, wo Weib und Kinder mit Liebe an einem ‚hängen‘. Dieses ‚an einem hängen‘ — sagten Sie damals — hat einen tiefen Doppelsinn in der deutschen Sprache. Sie zieht einen hernieder, die Last der Liebe und der Ehe!“

„Das mag ich damals wohl gesagt haben . . .“

„Mehr als einmal! Und ich — in der Scheidung begriffen — stimmte Ihnen aus andächtigem Herzen bei. Jetzt freilich — ach, reden wir nicht von mir! Ich habe abgeschlossen. Mein Leben taugt nichts. Ich habe selbst jetzt zu viel vom Manne in mir, um mit einem Manne in harmonischer Gemeinschaft zu leben, und bin doch gerade genug Weib geblieben, um in der Einsamkeit so ganz leise und allmählich zu Grunde zu gehen. Schmerzlos. Sie sehen es ja. Aber eben deswegen denke ich jetzt doch anders darüber!“

„Ich auch! . . . Warum sehen Sie mich so erstaunt an? Sie haben doch eben selbst gesehen, daß ich trotz meiner Worte von damals glücklich verheiratet bin!“

„Und das soll eine Veränderung bei Ihnen bedeuten? Lieber Freund . . . glauben Sie denn wirklich, daß ein Mensch von Eis oder Eisen, wie Sie, sich überhaupt verändern kann? Das war damals schon in

Ihrem Programme, so gut wie Sie es heute erfüllt haben! Ihr Abscheu war doch nur die Neigungsehe! Daß man aber heiraten müsse, weil es alle Welt thut, weil man im Alter und bei Krankheiten sonst allein steht und sich an Sonntagnachmittagen unnütz vorkommt, das stand ja doch damals schon bei Ihnen fest. Aber nur ja ohne Liebe heiraten — ohne eine Spur von Liebe — aus reiner kühler Berechnung! Dann weiß man, was man hat. Andernfalls nicht. Denn wer kennt ein Weib, das er liebt? . . . ja, zucken Sie nur die Achseln! Ihre eigenen Worte, lieber Freund!"

"Nun ja — das sagt man . . ."

"Man sagt's und thut's! Sie haben Ihr Programm genau eingehalten, wie das bei Ihnen, Sie exakter Mann der Wissenschaft, ja selbstverständlich ist. Bis zum vierzigsten Jahr — war Ihre Lebensmaxime — braucht man keine Frau. Da ist sie einem nur zur Last, wenn man sein Dasein genießen und mehr noch, wenn man ihm einen ernsten Inhalt geben will. Aber wenn man sich der zweiten Hälfte unserer Tage nähert, da heißt es, sich vorsehen und beizeiten für ein Wesen sorgen, das um uns ist und bei uns bleibt. Es giebt ihrer ja genug, und in diesem Alter gewinnt man eines davon noch leicht. Man prüft, man überlegt und trifft seine Wahl — mit ruhigem Blick, mit kühlem Blut und — vor allem — ohne Liebe, immer ohne Liebe!"

"Ja. In der Theorie!"

"Und in der Praxis? Lieber Freund . . . ich will mich nicht in Ihr Eheleben mischen. Aber ich kenne Sie! Genau! Ich bin vielleicht der einzige Mensch, dem Sie

je Ihr Herz ganz erschlossen haben — damals, in der Zeit Ihres Zweifelns und Ringens. Und ebenso ich Ihnen. Wir beide machen uns nichts vor! Ich gestehe Ihnen: ich war recht neugierig auf Ihre Frau. Und wie ich hinter Ihnen das feine Puppengesichtchen im Laternenschein auftauchen sah, halb noch ein Kind, mit ihren großen ängstlichen blauen Augen — da wußte ich's: Sie sind Ihrem Lebensprogramm treu geblieben und haben sich zu Ihrem vierzigsten Geburtstag die bewußte Stütze gegen Alter, Krankheit und Einsamkeit zugelegt, ungefähr wie man sich in eine Lebensversicherung einkauft."

"Das ist alles nicht so wie Sie sagen — sondern gerade umgekehrt. Wir lieben uns, meine Frau und ich — und ..."

Er brach ab. Sie lachte ihm ins Gesicht, ganz harmlos und herzlich. „Sie sprechen zu mir von Liebe?“ sagte sie gleichmütig. „Sie, der mein ganzes Leben zerstört hat — und wissentlich, lieber Freund — wissentlich! Sie wußten ganz genau, daß ich mich Ihretwegen von meinem Manne scheiden ließ, daß ich sicher darauf baute, Ihre Frau zu werden — und sie verfolgten diesen psychologischen Prozeß mit wissenschaftlicher Neugier, wie man ein Kaninchen unter dem Mikroskop zerfasert, und heirateten mich schließlich nicht — weil ich Ihnen geistig zu bedeutend sei, — sagten Sie ja wohl — und Sie, im Dienste der Wissenschaft, nicht im stande seien, Ihr geistiges Dasein mit einer Frau zu teilen! In Wirklichkeit hatte es wohl andere Gründe. Lieber Gott — jetzt denke ich ruhig darüber. Ich weiß ja, daß ich ein

paar Jahre älter bin als Sie und von der Natur stiefmütterlich bedacht. Wie ich sagte: ich habe abgeschlossen! Sie sehen ja — ich reiche Ihnen die Hand zur Versöhnung und bin Ihnen auf halbem Wege in diese Dase entgegengekommen . . ."

„Um mir Dinge zu sagen, die . . .“

„Die Wahrheit, lieber Freund! Sie sind ja ein Gözendiener der Wahrheit! Wozu soll man Sie also auf Ihrem eigenen Gebiete schonen?“

„Ja — wenn es Wahrheit wäre, was Sie behaupten!“

„Daß Sie die kleine Frau da drüben, die jetzt sanft wie ein Kind schlummert, ohne eine Spur von Liebe mit derselben fühlen, eifrigen Berechnung geheiratet haben, mit der Sie mich einst verschmähten —? Das weiß ich so genau, als wir uns hier gegenüberstehen, und Sie werden mich niemals vom Gegenteil überzeugen!“

„Wenn Sie mir nicht glauben, fragen Sie sie selbst — morgen früh, in meiner Abwesenheit, ob sie nicht glücklich ist!“

„Aber natürlich ist sie glücklich! Sie kennt Sie ja gar nicht! Und wird Sie nie überschauen und darum auch glücklich bleiben. Denn das traue ich Ihnen gerne zu, daß Sie klug genug sein werden, sich nie zu verraten, ihr nie zu zeigen, welch unermessliche Kluft zwischen Ihnen und ihr klappt, wie fremd Sie einander ewig bleiben müssen — ein Mann und ein Kind. Sie lassen sie natürlich in dem frommen Glauben, Sie seien eins miteinander und gute Kameraden — und da sie mit ihren Kinderaugen nicht mehr von Ihrem Inneren sehen kann,

als Sie ihr zeigen, so glaubt sie's, und Sie sind ihr lieber Mann. Es ist ja auch wirklich kein Kunststück, solch einem zarten kleinen Wesen das weiszumachen, was sie ja mit aller Gewalt nur hören und haben will."

"Daß meine Frau bedeutend ist, habe ich nie behauptet. Aber wir leben in durchaus harmonischer Ehe und . . ."

"So seien Sie doch ehrlich! Ich habe durch die Araber von Ihrem Bivak oben in den Bergen gehört. Haben Sie sich in den paar Wochen nicht schon manchmal halb zur Verzweiflung gelangweilt, gedemütigt, veralbert gefühlt in dem Getändel und Gewirtschafte und dem ganzen Puppenfram der Flitterwochen — und innerlich, ein ernster Mann zu Anfang der Vierzig — ganz ferne von alledem? Voll Sehnsucht nach einer geistigen Anregung, nach einem Menschen, der Sie versteht? Ich kenne Sie doch — wären Sie mir denn überhaupt je nahe getreten ohne Ihre geistige Einsamkeit in der kleinen Universitätsstadt — ich weiß, welch ein Opfer für Sie diese Zeit gewesen sein muß, die Ihrer armen kleinen Frau jedenfalls als die Verklärung ihres Lebens erschien! Nun wird's ja besser, zu Hause! Der Hausstand wird eingerichtet, Gäste geladen, die Kinder kommen — kurzum, die Frau gewinnt ihr eigenes kleines Reich und merkt es gar nicht, wie Sie inzwischen langsam, in aller Stille sich wieder geistig von ihr freigemacht haben und Ihren eigenen Weg gehen. So haben Sie sich vor zehn Jahren Ihre Ehe gedacht und so wird sie nun. Ich wünsche Ihnen nicht erst Glück

dazu — das thut nicht not — ich wünsche etwas Besseres: daß Ihre Frau nicht einmal aufwacht und Sie sieht, wie Sie sind! Es thäte mir leid um sie. Sie sieht lieb und gut aus!"

"Gute Nacht!" sagte er. "Es thut mir leid, daß ich gekommen bin. Und mehr noch, daß ich, durch die Umstände gezwungen, meine Frau habe mitbringen müssen. Ich hatte gehofft, unsere Begegnung nach so langen Jahren sollte den letzten Rest von Bitterkeit zwischen uns aufheben. Statt dessen habe ich Sie verbitterter noch als damals gefunden . . ."

"Wissen Sie auch warum?" fragte sie. "Ich war recht offen gegen Sie . . . ich will mich auch nicht schonen. Als ich Ihren ersten Brief nach Algier bekam, da empfand ich einen freudigen Schrecken: Sie waren im Lande! Sie kamen wieder zu mir zurück! . . . Nicht, als ob ich an das von damals gedacht hätte . . . eine Heirat . . . das war ja ausgeschlossen . . . seit langem . . . aber unser geistiger Bund konnte sich wieder erneuern. Ich war nicht mehr so ganz allein auf der Welt! Und statt dessen bringen Sie mir, der Einsamen, Kranken, Entsagenden, Ihre glückstrahlende junge Frau! Und zeigen mir wiederum recht deutlich, was Sie mich schon vor zehn Jahren gelehrt haben, welch ein Unglück es für eine Frau ist, viel Verstand und wenig äußeren Reiz zu haben. Umgekehrt ist's besser. Ein hübsches Schmeichelfäßchen, das sich an den Mann schmiegt und nichts von ihm haben will als Küsse — das ist das glücklichste Weib auf Erden! . . . Und nun Gute Nacht! Es ist schon spät . . . Was haben Sie denn?"

„Nichts . . . Ich griff nur unwillkürlich nach dem Revolver. Es war, als regte sich etwas zwischen den Bäumen vor uns!“

„Ich sehe nichts!“

„Ich auch nichts! . . . Aber es klingt wie leise Tritte in der Richtung auf mein Zelt zu!“

„Es wird der Araber sein, der Wache hält. Oder sonst jemand.“

„Möglich. Jetzt ist es still. Ihre Leute schlafen wohl auch schon alle. Es ist besser, Sie wecken nicht erst einen, sondern geben mir das Mineralwasser gleich mit. Sonst haben wir drüben morgen früh nichts zu trinken!“

„Gut. Wenn Sie zwei Minuten hier warten wollen . . .“ Sie verschwand im Zeltverschlag. Er blieb draußen im Freien stehen und schaute mißmutig in die dunkle, von Windesbrausen erfüllte Nacht. Seine Frau hatte wirklich recht gehabt: was brauchte man in diese Dase zu reiten? Nur um aus Mangel an Trinkwasser sich alle möglichen, längst verschollenen Gespenster der Vergangenheit wieder ins Leben zaubern zu lassen. . . .

Eine Weile darauf trat er, die Flaschen unter dem Arm, vorsichtig auf den Fußspitzen in sein Zelt und blieb stehen.

„Schläfst du, Rätke?“ fragte er gedämpft.

Aber von dem Feldbett, auf dem seine Frau reglos mit abgewendetem Gesicht lag, kam keine Antwort, und er legte sich beruhigt nieder.